

Kabine No. 11.

Roman von Oskar T. Schwertner.

(8. Fortsetzung.)

Von unten drangen ziemlich deutlich die Klänge eines Zwofels, eines echten amerikanischen Nigger-Zwofels nach oben. May hörte das Jiffchen des Marconi-Apparates; ahnte nichts von den bereiten Belen, die von der Wappspitze in die Luft hinausgeschickt wurden, der alten Heimat zu. Natürlich ahnte auch Kinnede nichts.

Da unten widmete man sich ganz der Unterhaltung.

„Herrlich!“
Magnus schwand sich in seinem Drehstuhl herum — und erlebte seine zweite Ueberraschung an diesem Abend. May war verschwunden.

Mit zusammengekniffenen Lippen, langsam, stand er auf, ging zur Tür und lugte hinaus auf das spärlich erleuchtete Deck. Spärlich erleuchtet deshalb, weil sich hier nach oben zwischen der Rettungsboote abends nie jemand verirrt. Zum Promenieren wäre auch kein Platz gewesen. Dieses Deck enthielt nur die Rettungsboote und die Marconistation.

„Hör!“ murmelte Magnus verdrießlich. „Ist ihr vielleicht zu langweilig geworden; trotzdem hätte sie ausshoren können.“

Und unzutunlich mit sich selbst und der ganzen Welt ging er auf seinen Platz zurück, griff nach einem zur Hand liegenden Romanband, und versuchte zu lesen.

Als der Telegraphist in seinem Kopf-System langsam den Namen des Kapitän Froymann am Ende des Telegramms ausbuchstabierte, hatte May lautlos die Station verlassen und war nach unten geeilt. Direkt auf die Laubennische zu. Und hatte dort, wie zuvor verabredet, Sir Alfred getroffen. Der hatte sie augenscheinlich noch gar nicht erwartet.

„Schön?“
„Nein. Sagen wir in zwanzig Minuten. Inzwischen muß ich Ihnen etwas mitteilen — wir haben Glück.“

Und mit fliegenden Worten schilderte sie ihm die Szene, wie sie sich in der Marconistation zwischen ihr und Magnus zugetragen hatte.

„Und der Wortlaut des Telegramms?“
May zog einen Zettel aus der Tasche.

„Ich habe die Buchstaben und Worte niedergeschrieben, wie er sie abschickte. Die junge Dame konnte das Morsealphabet so genau wie irgend ein Telegraphist im Lande.“

Und bei dem Scheine einer kleinen elektrischen Taschenlampe las Sir Alfred die Kopie des Telegramms.

„Wissen Sie, was hier steht?“
„Nicht ganz genau. Aber so ungefähr glaube ich es erfasst zu haben.“

Sir Alfred überlegte das Telegramm ins Englische.

„So annähernd dachte ich's mir. Ist doch famos, nicht?“

„Für uns ein wahrhaft gesegneter Zufall! Jetzt gilt es, ihn gründlich auszunutzen.“

Noch mehrere Minuten saßen sie da; Sir Alfred sprechend und May aufmerksam zuhörend. Dann trennten sie sich.

„Also in zwanzig Minuten“, meinte der Engländer noch im letzten Moment.

„Bis eine halbe Stunde.“
„Gals- und Weinbruch!“

Bergmann schien heute vedfelig aufgeliert; redlicher, als Kinnede ihn je gesehen. Und er wich nicht von der Seite des Deutschen, was diesem jedoch nicht auffiel. Schon deshalb nicht, weil seine Gedanken ganz wo anders weilten. Was ihm Herr von Andersdorff erzählt hatte, gab ihm keine Ruhe. Die Situation wurde immer verzwickter. Daß er Feinde auf dem Schiffe hatte, war ihm ja am ersten Tage fast zur Gewissheit geworden; daran zweifelte er nicht. Zumal er nach einem Beweggrund nicht zu suchen hatte. Ein merkwürdiger Beweggrund, wie er sich sagte. Aber ein recht sichhaltiger.

Er hatte Vitrou als seinen Feind behandelt, hielt ihn auch noch dafür. Wenn nun aber der Engländer mit derselben Mission unterwegs war wie Vitrou und wie er, Kinnede selbst, dann war es ganz klar, daß der Engländer ihm ebenso feindselig gesinnt sein mußte wie der Franzose. Und auch das war nicht unmöglich. Man brauchte nur annehmen, daß der Engländer es besser verstanden habe, seine wahren Verhältnisse ihm gegenüber zu verbergen als der andere, während Herr von Andersdorff die Vorkäuflichkeit gegenüber Vitrou der Vorkäuflichkeit war.

Nur das eine schien merkwürdig; daß sich drei Menschen mit derselben Mission zur selben Zeit auf demselben Schiffe eingefunden hatten. Dann aber wieder sagte er sich, daß ja schließlich die Ausföhrung dieser Mission an den Tag, ja fast an die Stunde gebunden war. Also doch

nicht merkwürdig. Denn da ein solch schneller und bequemer Dampfer wie der „Gäfar“ höchstens alle zehn Tage einmal abging, so konnten sie, überlegte Kinnede weiter, gar nicht anders, als hier zusammenzutreffen.

Er wälzte die Gedanken hin und her in seinem Hirn. Hörte nicht die Musik, sah nicht das Tanzen, empfand nicht die rhythmischen Bewegungen des Schiffes, und überfah vollständig den neben ihm stehenden, plaudernden Bergmann. Bis dieser es endlich auch bemerken mußte.

„Dabe ich nicht recht?“
„Verlegen griff Kinnede mit der Hand nach dem Kopf.“

„Am — ja, ganz recht!“
Er hatte kein Wort verstanden. Bergmann betrachtete ihn forschend.

„Sie scheinen zerstreut.“
„Nicht zerstreut. Ich habe fürchterlich Kopfschmerzen.“

„Wie werden ich den Schwächer nur los?“ arbeitete es weiter in Kinnedes Schädel. Dann sagte er einen Entschluß. Der Kopfschmerz; das war das Richtige. Und überhaupt — richtig nachdenken konnte er doch nur in seiner Kabine.

„Sie müssen mich entschuldigen, lieber Freund. Die Kopfschmerzen werden immer schlimmer. Als hätte ich ein Duzend Flaschen Sekt in mir. Ich gehe hinunter in die Kabine und lege mich ein Weilschen hin.“

Er machte Miene zum Gehen. Der andere versuchte ihn zurückzuhalten.

„Nun Sie es nicht! Nichts ist so geeignet, Ihre Migräne zu erhöhen, als die Luft dort unten. Bleiben Sie hier in der frischen Luft — kommen Sie, setzen wir uns in die Kabine.“

Doch Kinnede hatte nur ein Kopfschütteln für diesen Ratsschlag. „Glauben Sie mir; es ist besser, ich lege mich hin.“

Und fort war er. „Donnerwetter“, brummte Bergmann zwischen den Zähnen. „Das geht mit gar nicht.“

Ein Weilschen hatte er unentschlossen dem anderen nach, der eben hinter der Tür der Kajüten-treppe verschwand. Dann folgte er ihm.

„Da sind Sie ja, Sie kleiner Ausstreicher.“
May war wieder zurückgekommen; Magnus eilte ihr bis zur Tür entgegen.

„Warum sind Sie denn fortgegangen?“ wiederholte er.
„Ich dachte, Sie würden noch lange zu tun haben und wollte doch mal einen Blick auf die Tangenden unten werfen. — Ist doch zu schön, das Tanzen. Tanzen Sie auch gern?“

„Weidenschaftlich!“
„Das ist schade.“
„Weiß — schade?“

„Doch Sie nicht hinunterkommen können, meine ich. Dann hätten wir beide auch getanzt — das wäre zu schön gewesen.“

„Machen Sie mir das Herz nicht schwer und den Mund nicht wärrig.“

Sie hatten sich auf die beiden einzigen Stühle des Raumes niedergelassen und plauderten über gleichgültige Dinge. Bis Magnus plötzlich die Hand des Mädchens ergriff.

„Ich kann diese Unterhaltung nicht mehr mitmachen; mit meinem über-vollen Kopfe.“

Und plötzlich hatte Magnus den kleinen blonden Kopf zwischen seine beiden Hände genommen. Und er küßte ihn; mitten auf das weisse Haar.

Da hob das Mädchen ihr Gesicht und spürte die Lippen.

„Zehn weitere Minuten mochten vergangen sein.“

„Bist Du mir auch wirklich gut, May?“

„Ihre Augen gaben berebte Antwort. Und so juckte sie Hand in Hand still, wie das Liebende immer so machen. Bis May ihre Lippen dicht an das Ohr des Mannes brachte.“

„Jetzt — Du — jetzt müssen wir tanzen. Ein Tänzerchen nur“, flüsterte sie.

Er zog seinen Kopf ein wenig zurück.

„Es geht nicht. Ich kann meinen Vojen wirklich nicht verlassen.“ Sie schmolzte. Es tat ihm weh. Dann fiel ihm ein:

„Der Kapitän würde mich ja auch sehen. Oder irgend ein Offizier. Die wissen ja, daß ich Dienst habe.“

„Sie wissen es nicht. Du hast mir selbst gesagt, daß der Dienst zwischen Dir und Deinem Kameraden so geregelt wird, wie es Euch beliebt.“

„Ja — wenn der Kamerad nur hier wäre.“
„So fache ihn doch!“

Und eindringlicher fügte sie hinzu:
„Kannst Du nicht verstehen, daß ich jetzt gern einen Tanz, einen einzigen Walzer mit Dir tanzen

möchte? Einen Verlobungswalzer — Du!“

„Er drückte sie an sich.“
„Ja — ja — ich verstehe!“
„So rufe doch Deinen Kameraden!“

Sie faßte ihn bei der Hand. „Komm; ich helfe Dir suchen. In der einen Minute, die Du hier stehen wirst, kann doch nicht gleich etwas passieren. Und wenn Du ihn gefunden und hier heraufgeschickt hast — dann tanzen wir. Komm!“

Sanft aber fest zog sie ihn vom Stuhl. Widerstrebend und doch wieder nur zu gern folgte er. An der Tür machte er einen letzten Einwand.

„Wo werde ich ihn denn nur gleich finden?“

„Zweifellos ist er unten beim Tanz. Und wenn nicht, so ist er sicherlich in seiner Kabine. Oder vielleicht im Rauchsalon.“

Und lächelnd fügte sie hinzu:
„Du tust ja gerade, als wenn dieses Schiff eine Riesenfäule wäre. Verlieren kann sich ja hier niemand so leicht; namentlich, wenn er sich innerhalb des Kajütereits befindet.“

Sie faßte Magnus' unterem Arm. Und der ging mit.

Die beiden hatten die ersten Stufen, die vom Sonnendeck zum Promenadendeck herunterführten, noch kaum hinter sich, da sprang aus einem der Rettungsboote eine Gestalt heraus. Wenige halbe Schritte brachten ihn in die Station.

Es war Sir Alfred Tuder.

Und ungefähr zu dem gleichen Moment, in dem May und Magnus die Gruppe der Tangenden erreicht hatten und sich nach dem anderen Telegraphisten umsehen, begannen oben in der Station der drahtlosen Telegraphie Juchten zu sprühen, zu jucken, zu jaulen. Unter anderen Umständen hätte das ganze Schiff es gehört; heute, wo alles nur auf den Tanz achtete, hörte es kein Mensch. Selbst nicht das geübte Ohr des Kapitän und Gräberls, die sich schon aus Repräsentationsrücksichten unter die Passagiere gemischt hatten.

Unter fanzte der Kapitän mit den Damen der ersten Kajüte. Unten suchte der diensthabende Telegraphist seinen Kameraden — oben telegraphierte Sir Alfred Tuder sachkundig in die Welt hinaus.

„Mebrigens hatte Magnus Glück. Sein Kamerad befand sich tatsächlich unten, die dem Tanz zuschauenden Magnus verständigte ihn schnell.“

„Gelegentlich stehe ich auch Dir zur Verfügung.“

Der andere brummte etwas vor sich. Er war nicht gerade entzückt; wäre gern selbst unten geblieben — aber deutsche Kollegialität tat ein übriges. Langsam schritt er der Sonnendekke zu.

Sir Alfred hatte gerade die Hand vom „Geber“ entfernt. Inständig wandte er sich um. In der Tür stand ein junger Mann.

„Baron, mein Herr. Das ist nicht gefällig.“

„Sie sind der Telegraphist?“

„Zarobol.“

„Verzeihen Sie — die Musik unten machte mir Kopfschmerz. Auch das Tanzen mag ich nicht. In die Kabine hinunter aber wollte ich auch noch nicht. So bin ich denn hier heraus gekommen. Ich fand die Tür offen, trat ein und besah mir eben diese merkwürdigen Apparate. Was ist von diesem Beispiel das hier?“

„Er wies auf den „Geber“. Der Telegraphist trat näher und erklärte. Bald darauf verließ Sir Alfred den Raum.

Drittes Kapitel.

Wenige Minuten, nachdem Kinnede sich in seiner Kabine eingeschlossen hatte, schlich sich aus sein Nachbar Bergmann, den goldenen Schlüssel im Schlüsselring schlingend, in die Kajüte hinein.

Da legte er sich auf das Bett und gähndete die Zigarette an. Das war ihm nun schon fast zur Gewohnheit geworden. Es bald darauf fand er die Wand ein Geräusch vernehmbar wurde, ließ es ihm jedoch keine Ruhe mehr. Vorichtig stand er auf und legte mit einer Stednadel die winzige Öffnung in der Zwischenwand wieder frei.

Georg Magnus und May Hofold hatten gerade einen Walzer vollendet, als das Mädchen Sir Alfred im Kreise der umherstehenden Herren erkannte. Sie brannte natürlich darauf, zu hören, wie oben alles abgelaufen war. Und so glaubte sie auf einmal das durch ein antonmendes Telegramm verursachte Geräusch gehört zu haben.

Magnus wollte allerdings nichts davon vernommen haben, wurde aber doch unruhig.

Der Kollege vertritt mich zwar — und erlaubt ist ja eigentlich auch — aber heute ist ein sehr wichtiges Telegramm abgegangen, das früher oder später beantwortet werden könnte.“

Da drückte sie ihm gärtlich die Hand.

„Meinetwegen sollst Du keine Unannehmlichkeiten haben.“

„Sie geleitete ihn bis zur Treppe

und dort, in einem unbeobachteten Moment nahmen sie noch hastigen Abschied. Dann ging Magnus nach oben und löste seinen Kameraden ab. Wo bei sich herausstellte, daß May sich in der Tat geirrt hatte.

Diese Dagegen begab sich in die Kajüte am Bug des Promenadendeck, wo Sir Alfred sie bereits erwartete.

„Hier heißt es ganz vertieft vor-sichtig sein.“ Kinnede ging mit zusammengezogenen Augenbrauen und aufeinander gepreßten Lippen in seiner Kabine auf und ab, und dachte es. — Ganz vertieft aufpassen! Dieser Franzose und dieser Engländer sind meine Konkurrenten. Daß sie alle beide nach San José fahren, und zwar so schnell wie die schnellste Eisenbahn sie über den amerikanischen Kontinent bringen kann — darauf würde ich mein Leben verwetten. Also würden wir alle zusammen gleichzeitig dort ankommen. Das an sich wäre nicht schlimm. Nun aber weiter.“

Kinnede arbeitete sein Hirn.

Wir kommen an. Was tun wir dann? Wir gehen zum Minister. Und hier liegt der Hund begraben — wir werden natürlich alle drei dafür sorgen, daß der eine nicht ohne den anderen beim Minister erscheint. Nicht einer wird dem anderen einen Vorsprung von einer Minute gönnen.

Und jetzt haben wir unsere Papiere eingereicht. Was tun wir dann weiter? Ich für meinen Teil eile sofort zum Präsidenten, werde mit Hilfe meines Empfehlungsbriefes sicherlich auch sofort von ihm empfangen und reiche ihm das Duplikat meiner Papiere ein. Das tue ich, weil ich dadurch dem Minister, falls er bestrebt sein sollte, das Konzept verderbe. Denn schließlich ist Costarica ein Staat in Zentral-Amerika, wo die Besetzungsgelbden doch nicht alles zu erreichen ist.

Nun darf ich aber annehmen, daß die beiden anderen nicht dümmere sind als ich; daß sie von demselben Gedankengang geleitet werden. Demnach — finden wir uns beim Präsidenten wieder. In dem Falle habe ich gewonnen. Denn was ich kann, können die anderen nicht!

Auf und ab — auf und ab; ohnungslos verfolgt von den Blicken eines unsichtbaren Auges.

„Nein — das können die anderen nicht! Trotzdem — wie gern möchte das englisch-französische Bündnis auch in diesem Falle Deutschland den Rang ablaufen. Aber nee, Junge — daraus wird nichts! Wir werden's ja wohl ein bißchen sehr tüchtig machen müssen.“ — Er hielt in seinem Rundgang plötzlich inne.

„Wenn man eine Ahnung hätte, wie hoch die ihre Arbeit veranschlagten, dann könnte man vielleicht einen schönen Wagen spenden. Ob es wohl eine Möglichkeit gäbe, das zu erfahren?“

Doch kaum war der Gedanke durch sein Hirn, als er auch schon den Kopf schüttelte.

„Nein! Das wäre nicht anständig. Ganz abgesehen davon, daß man es wahrscheinlich nie erfahren könnte. Sagen wir ehrlieh!“

Er stand schon wieder still und dachte leise vor sich hin.

„Gewiß! Gewiß! Gegen die denselben Wunsch! Und ich würde mich sogar nicht wundern, wenn sie etwas weniger skrupellos wären als ich. Aber dagegen haben wir uns verberstet — was, Junge?“

Und da hatte er die Hand in die Tasche gesteckt und den Schlüssel seiner Kommode hervorgeholt.

„Es täte Euch passen, so einen Blick in meine innersten Geheimnisse zu tun! Ja, ja; ich glaube es schon, das täte Euch passen!“

Im nächsten Moment hatte er den Schlüssel umgedreht und das Schubfach aufgezogen. Startete in den leeren Kasten hinein.

Und der Mann auf der anderen Seite wurde blaß bis in die Lippen. Mit voller Kraft drückte er sein Gesicht gegen die Wand, damit ihm nur nicht eine Bewegung seines Nachbarn entgehen möge. Denn von dem, was er jetzt tun würde, hing auch das weitere Handeln des Kaufmanns ab.

Kinnede war einen Moment vor seinem Schubfach stehen geblieben.

„Befohlen“, murmelte seine Lippen. Dann ging wieder jenes rätselhaft lächelnde über seine Lippen. „Befohlen!“

So stand er da; angezogen fin-nend. Dann schien er einen Entschluß zu fassen.

„Nur nichts merken lassen!“

Mit einem Satz war er an der Klingel bei der Tür. Und nun gellte die elektrische Glocke ununterbrochen, bis der Steward, der glauben mußte, es sei ein Unglück geschehen, atemlos heringehungelt kam.

„Ich bin befohlen worden!“ rief ihm Kinnede schon von der Schwelle entgegen.

„Wie — was? — Befohlen?“

Der Mann konnte es nicht gleich fassen. Er hatte schon einige Duzend Duanjahre hinter sich; einen Diebstahl auf einem Luxusdampfer er-er noch nicht erlebt. Und dieses war nun gar der zweite! Erst worden Schmuckstücke gestohlen, die dann in der Kabine eines Passagiers der ersten Klasse wiedergefunden werden. Und nun behauptet dieser selbe Passagier-

seinerseits befohlen worden zu sein. Das war alles so merkwürdig! — „Was ist Ihnen gestohlen worden, mein Herr?“

„Papiere. Aber das ist ja gleichgültig. Benachrichtigen Sie nur scheinbar den Kapitän.“

Der Steward verschwand. — Bergmann konnte natürlich nicht hören, was gesprochen wurde. Auch Kinnedes Mienenpiel konnte er nicht sehen, denn der Deutsche hatte ihn den Rücken gekehrt. Das war noch der Lage der Kommode auch nicht anders möglich. Aber sonst hatte er alles gesehen. Halte gesehen, wie der Steward kam und ging, und konnte sich sehr gut denken, was nun folgen würde. Aber er wollte ganz sicher gehen. Und so verbarste er weiter an seinem Studloch.

Oben hatte die Musik eben einen echten irischen Tanz beendet und scharte sich an, die letzten beiden Stücke, die deutsche und die amerikanische Nationalhymne, zu spielen, um dann der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Der Kapitän und Gräberl waren von einem großen Teil der Passagiere umringt; sie wollten die oerliebtesten Dinge von ihnen wissen. Wollten wissen, wann man voraussichtlich in New York ankommen würde; ob das Wetter so bleiben würde; wollten wissen, was aus der „Olympic“ geworden war. Denn die war seit einiger Stunden unsichtbar geworden, und man war neugierig, ob sie sich vor oder hinter dem „Gäfar“ befand.

Und Kapitän und erster Offizier mühten sich redlich ab, alle Fragen zu beantworten. Vom Wetter hofften sie, daß es so bleiben würde. Und was die „Olympic“ anbetraf, so verteidigte der Kapitän zum großen Jubel der Passagiere seinen Plan.

„Seien Sie ganz beruhigt, meine Herrschaften. Wir werden siegen. Wir können schneller fahren, wenn wir wollen. Aber ich halte es für richtiger, den da drüben — er ist übrigens etwas hinter uns — ich lasse ihn aber wieder vorkommen — in Sicherheit zu weigen. Dann — am Ende — Sie werden es ja schon alle auf dem Kenneplatz erlebt haben, meine Herrschaften. Beim Sport, auf dem vierten Viertel der Bahn, sieht man dort unerschrocken eines der Pferde hervor und schlägt den Favoriten um Rasenlänge. So etwas gibt es mal auch auf dem Ozean.“

In diesem Moment bahnte sich ein Steward, dessen ausgerotes Wesen allen auffiel, einen Weg durch die Gruppe.

„Eine dienstliche Meldung, Herr Kapitän!“

„Was gibt's?“

Und da der Mann nicht gleich antwortete, verließ der Kapitän den ihn umgebenden Menschenring und trat ein paar Schritte zur Seite.

„Nun also — was gibt's?“

„Möge geforsamt, Herr Kapitän: Passagier in Kabine Nummer elf ist befohlen worden.“

Es durchfuhr den Kapitän wie ein Rad.

„Gräberl!“
Der erste Offizier trat zum Kapitän. Die Passagiere wurden neugierig; — der eine oder der andere sogar ängstlich.

„Nummer elf ist befohlen worden.“

„Kinnede?“

Die beiden Männer schauten sich fragend, zweifelnd, erkundig in die Augen.

„Wenn's wahr ist —“

„Was ist ihm denn gestohlen worden, Steward?“

„Papiere, Herr Kapitän.“

Die drei wandten sich der Treppe zu; sie hatten in der Aufregung die Gesellschaft, die sie zurückließen, ganz vergessen.

„Wenn's wahr ist“, sagte Gräberl noch einmal. Und jetzt führte er den vorhin angefangenen Satz auch zu Ende: — dann geht hier sehr vor, als wir in unserer Schulweisheit uns träumen lassen.“

Das Gespräch auf dem Deck, — die Meldung des Stewards, die Bemerkungen und Fragen des Kapitän und ersten Offiziers — waren natürlich im Flüsterflug geführt worden und hatte sich im Bruchteil einer Minute abgeplandelt. Einer oder der andere der Passagiere aber, weniger aus Indis-tretion, als aus Angst, dem Schiff könnte etwas zugefallen sein, hatte sich vorichtig und lautlos den drei Männern genähert; hatte gelauscht und — gehört. Und kaum hatte der Kapitän mit seinen Begleitern den anderen den Rücken gekehrt, da wußten auch schon alle, um was es sich handelte.

„Kabine Nummer Elf ist befohlen worden“, ging es durch die Reihen.

Natürlich war das allgemeine Interesse sofort entzündet. Ein Diebstahl auf hohem Meer ist auch für die Passagiere etwas überaus Unangenehmes; sie werden das Gefühl nicht los, daß sie jeden Moment vielleicht mit dem Diebe sprechen, scherzen, Schulter an Schulter mit ihm stehen oder gehen. Und das Bewußtsein, daß man diesem Menschen nicht entrinnen kann, daß man mit ihm zusammen auf einem immerhin kleinen Plätzchen eingeschlossen ist, wirkt direkt niederdrückend.

„Kabine Nummer Elf? Wer ist Kabine Nummer Elf?“

Einer der Anwesenden hatte eine Passagierliste bei sich. Und bald wußte es alle.

„Kinnede! Kinnede ist befohlen worden!“

Unruhig, erregt erwartete Kinnede die Ankunft des Kapitän. Und als er mit dem ersten Offizier und dem Steward die Kabine betrat, da bemerkte er mit stummer Handbewegung auf das leere Schubfach.

Eine Weile standen sie und blickten sich prüfend in die Augen. Dann ließ der Kapitän den Steward die Kabine verlassen und wandte sich an Kinnede:

„Bitte, erzählen Sie.“

Bis zu diesem Moment hatte Bergmann wie starr vor der kleinen Öffnung gestanden. Jetzt nahm seine Gestalt plötzlich Leben an. Mit fabelhafter Geschwindigkeit hatte er mit Hilfe des weißen Nachhals das Schubfach wieder unsichtbar gemacht; diesmal tat er auch noch ein übriges — er tabierte das kleine Kreuz, das ihm zeigte, wo sich das Loch befand, wieder fort. Sicher ist sicher.

Dann sprang er vom Bett.

Mit großer Schnelligkeit hatte er die Handtasche ergriffen, die Dietriche, Feilen und andere Einbruchswerkzeuge enthielt. Er befestigte die beiden Haken am Bügel, damit die Tasche nicht schnell aufgehen könnte; zum Aufschließen ließ er sich keine Zeit. Dann hob er sie zum Fenster empor.

Die Fenster von Schiffstabilen sind rund; rund, weil das faulbidde Glas in einer runden Öffnung viel sicherer befestigt werden kann, als in einer vieredigen, und sicher muß es befestigt werden, sonst würde die erste Welle es aus der Fassung brechen.

Bei dem herrlichen Wetter stand das Fenster offen.

Die Handtasche hobte gerade in die Fensteröffnung hinein; ein wenig größer, und er hätte sie nicht hindurch-zwingen können.

Ein Stoß —

Er lautete angestrengt, ob er das Auffallen des schweren Gegenstandes auf das Wasser hören würde. Aber das zischende Geräusch des die Welle durchschneidenden Schiffes, das Stampfen der Maschine, das viel deutlicher an das Ohr klang, wenn man nach außen hin lautete, mußte jeden anderen Laut überhören.

So ließ er denn ab und atmete tief auf. Den einen Zeugen seiner Schuld war er los. Und nun weiter.

Am untersten Teil des Vorderoberschrankes befand sich ein Schubfach. Er öffnete es schnell. Drinnen lagen die gestohlenen Papiere. Dann blickte er sich nach einem Faden um. Hin und her terten seine Augen; nirgends war der gewünschte Gegenstand zu sehen. Mit einem unterdrückten Fluch sprang er an seinen Kabinettsoffer und rief ihm auf. Obenauf lagen mehrere Pakete. Er ergriff das erste beste und streifte die zusammenhaltende Schnur ab.

Es war ein millimeterbreiter, mit russischen Buchstaben bedruckter Bindfaden einer Petersburger Firma, wie ihn Geschäfte zum Zusammenbinden ihrer Pakete und zugleich als Netzlame benutzen. Eine kurze Sekunde zögerte er; streifte mit raschem Blick die anderen Pakete. Aber sie waren alle in gleicher Weise verschmückt, wie er sie in Petersburg gekauft hatte.

Während er noch unentschlossen da stand, glaubte er aus der Nebentabine eine Geräusch zu vernehmen, als wenn die dort Anwesenden sich eröbten.

„Es muß auch so gehen! Und es ist wohl auch einerlei; dem Ozean wird's gleich bleiben.“

Mit einigen schnellen Handgriffen waren vier, fünf Bündel des Bindfadens herumgewickelt. Fest zog er den Faden zusammen.

Zurück zum Fenster.

Zuerst wollte er Hand und Arm so weit wie möglich hinausstrecken und dann das Paket fallen lassen. Doch das überlegte er sich. Er sagte sich, wenn zufällig jemand oben an der Reeling stände und auf das Wasser hinunterblicke, so konnte ihm unter Umständen der in der besten Beleuchtung des Schiffes aus dem Fenster herausragende Arm auffallen. Dann würde man auch bemerken, wie die Hand sich öffnete und die Rolle ins Wasser fiel. Und das hätte unter Umständen sein Verderben werden können.

Nein, — am besten war es schon, das kleine weiße Bündel dicht an der Schiffswand herabgleiten zu lassen. Es würde das Wasser ebenso schnell erreichen, und dann allerdings — schwimmen.

Wieder wäre es ihm gewesen, es hätte sinken können. Er blickte sich nach einem schwereren Gegenstand um; fand aber nichts Geeignetes. Und zum längeren Suchen wollte er sich nicht die Zeit nehmen. Schließlich, — was konnte es schaden, wenn das Paketchen auf dem großen Ozean gleich einem Atom umhergeschleudert würde.

Und demgemäß handelte er auch. Im nächsten Moment waren Kinnedes gestohlene Papiere durch das Fenster der Kabine verschwunden. Wenn hätte er ihnen einen Moment nachgedacht. Er machte auch den Versuch; aber sein Kopf ging nicht durch die Öffnung.

(Fortsetzung folgt.)